
Walther Dieckmann. 2012. *Wege und Abwege der Sprachkritik*. Bremen: Hempen. 196 S.

Seit einigen Jahren ist in der Linguistik ein zunehmendes Interesse am Gegenstandsbereich ‚Sprachkritik‘ zu beobachten, das seinen Niederschlag nicht nur in zahlreichen Einzelpublikationen, sondern insbesondere auch in der Gründung einer einschlägigen Zeitschrift (*Aptum*, seit 2005) und einem einführenden Lehrbuch (Kilian, Niehr & Schiewe 2010) findet. Als linguistisch fundierte Einführung lässt sich auch das vorzustellende Buch lesen. Der Autor konzentriert sich auf die populäre, laienlinguistische Sprachkritik, die die öffentliche Sprachreflexion dominiert – man denke beispielsweise an die Glossen Bastian Sicks oder Aktionen wie die Wahl des „Unworts des Jahres“. Ziel des Buches ist es, die „Zuverlässigkeit der theoretischen Grundlagen, Methoden und Praktiken der Sprachkritik“ zu überprüfen (S. 1) und

„der öffentlichen Sprachkritik in der (exemplarischen) Behandlung der gleichen Gegenstände ein linguistisch geprägtes Korrektiv an die Seite zu stellen, das die ‚laienlinguistische‘ Reflexion [...] vertiefen und in anderer Weise verbessern könnte“ (S. 2).

Im ersten Teil („Allgemeine Orientierung“; S. 3–60) werden der Begriff der Sprachkritik expliziert und die Möglichkeit einer linguistischen Sprachkritik grundsätzlich erörtert. Dieckmann differenziert in Auseinandersetzung mit etab-

lierten Typologien (z. B. v. Polenz 1982; Gauger 1995: 41–54) „Spielarten der Sprachkritik“ (Kap. 1.2), unterscheidet mögliche „Ziele“ sprachkritischer Bemühungen (Kap. 1.3) und geht auf die sinnvollerweise heranzuziehenden „Kriterien der Bewertung“ sprachlicher Sachverhalte (Kap. 1.4) ein, wobei er als Hauptkriterien die der ‚Sprachrichtigkeit‘, ‚Funktionalität‘, ‚Sprachästhetik‘ und ‚Sprachethik‘ ansetzt (S. 27ff.) – Kategorien, die sich vor allem für die linguistische Fundierung als relevant erweisen und im Folgenden operationalisierbar gemacht werden.

Der Status der Sprachkritik als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung oder gar linguistischer Tätigkeit ist freilich keineswegs unumstritten, wie die Übersicht gängiger Argumente (Kap. 2) zeigt, die Dieckmann referiert und kritisch kommentiert: Die Sprachwissenschaft als deskriptiv orientierte Disziplin müsse sich jeglicher Wertungen enthalten, zumal es keine rationalen Beurteilungskriterien gebe. Sprachkritik sei sinnlos, weil sich der Sprachwandel ohnehin nach eigenen Prinzipien vollziehe; sie sei zudem erfolglos, wie die Erfahrungen gezeigt hätten, und überdies komme niemandem die Autorität zu normierenden Eingriffen zu (S. 43–54). Dieckmann stellt diese Argumente nicht in Frage, weist aber auf Widersprüche hin und stellt zur Diskussion,

„ob nicht eine bessere Sprachkritik, nämlich eine, die mit dem wissenschaftlichen Wissen über die Strukturen und Funktionen von Sprache und ihre Veränderungsmechanismen vereinbar ist, trotzdem eine sinnvolle Aufgabe sein könnte“ (S. 50).

Im zweiten Teil werden exemplarisch einige prototypische Vertreter laienlinguistischer Sprachkritik vorgestellt. Dieckmann untersucht ihre Verfahren und Zugriffsweisen und stellt fest, auf welchen (theoretischen) Voraussetzungen sie basieren. Als ausgesprochen problematisch erweist sich für Dieckmann ein Defizit in der Analysekompetenz der Kritiker, die zu einer „unzuverlässigen Erfassung der sprachlichen Erscheinungen“ führt, „die zum Gegenstand der Bewertungen gemacht werden“ (S. 64). Noch immer recht populär sind gegenwärtig die Sprachglossen Bastian Sicks, zu denen schon eigenständige Publikationen vorliegen; selbstverständlich werden sie auch im vorliegenden Band behandelt. Ob wirklich viele der Glossen „einen vergleichsweise hohen Sachverstand“ (S. 66) dokumentieren, wie der Autor wohlwollend unterstellt, erscheint angesichts der bereits vorliegenden kritischen linguistischen Auseinandersetzungen (beispielsweise Meinunger 2008; Maitz & Elspaß 2009) zumindest diskutabel. Dieckmann interessiert sich hier primär für einen bestimmten Aspekt, nämlich dass Sicks Bewertungen (wie auch die anderer Sprachkritiker) oftmals nur Einzelfälle (z. B. *Sinn machen*) betreffen, ohne dass klar würde, wie parallele Fälle (*Eindruck/Spaß* usw. *machen*) beurteilt würden, und dass die Basis seiner Urteile nicht expliziert wird. So erfahren Sicks Leser nicht, ob er jeweils die wört-

liche oder die ursprüngliche Bedeutung der diskutierten Wörter zugrunde legt oder ob er das Analogieprinzip anwendet: „Die (sprachliche) Welt, in der das existiert, was Sick als richtig behauptet, bleibt unbekannt“ (S. 67).¹

Viele landläufige Urteile über sprachliche Fragen basieren auf vorwissenschaftlichen Prämissen; Dieckmann spricht in diesem Zusammenhang von „alltagsweltlichen Sprachtheorien“ (Kap. 2). Ob es sich bei diesen Annahmen wirklich um ‚Theorien‘ handelt, sei dahingestellt – es geht um die Vorstellungen, Sprachen seien Schöpfungsprodukte und somit von vornherein geregelt und dem Wandel entzogen; Sprachen bildeten die Wirklichkeit ab; es existierte eine Eins-zu-eins-Beziehung zwischen Formen und Funktionen, und die Form sei vom Inhalt motiviert (S. 77–81). Derartige idealisierende Vorstellungen von natürlichen Sprachen prägen, wie Dieckmann an zahlreichen Beispielen aus der Geschichte der Sprachkritik ausführt, die öffentliche Diskussion bis heute, erweisen sich aber als „ungedeckter Scheck“ (S. 81–90).

Ein ‚Klassiker‘ der sprachkritischen Literatur ist das Postulat einer strikten semantischen Unterscheidung zwischen *scheinbar* und *anscheinend* (Kap. 3), das aus der oben erwähnten Annahme folgt, es gebe eine Eins-zu-eins-Entsprechung zwischen Form und Inhalt, und Synonyme seien zu vermeiden – auch wenn diese Unterscheidung „zu keiner Zeit im Deutschen sicher verankert war“ (S. 90). Die sprachkritischen Empfehlungen basieren, wie Dieckmann ausführt, stets auf konstruierten Beispielsätzen, werden aber nicht am faktischen Sprachgebrauch belegt (S. 102). Der Autor erörtert anhand authentischen Sprachmaterials verschiedene Gründe, die vielmehr gegen die sprachkritisch gewünschte Differenzierung sprechen (S. 95ff.), und kommt zu dem Schluss, dass angesichts der Vielfalt an Möglichkeiten, „mit dem Problem möglicherweise täuschender Eindrücke flexibel und differenziert umzugehen“ (S. 104), die in Rede stehenden Adverbien nur eine untergeordnete Rolle spielen.

In Kap. 4 (S. 108–124) geht es um eine Auseinandersetzung mit der seit Campe herrschenden Auffassung, native Wörter seien wegen ihrer höheren Durchsichtigkeit verständlicher als Fremdwörter. Dieckmann zeigt an zahlreichen Beispielen, dass native Wörter durchaus unmotiviert sein können und die Transparenz aufgrund ambiger Strukturen potentiell eingeschränkt ist. In diesem Zusammenhang wäre ein Verweis auf den klassischen Aufsatz von v. Polenz (1967) angebracht.

¹ In diesem Zusammenhang sei ergänzend angemerkt, dass es sich bei der Bezeichnung *Studierende* keineswegs, wie oft angenommen wird, um einen neueren Referenz Ausdruck handelt (S. 73), denn belegt ist er in gleicher Bedeutung bereits im 18. Jahrhundert (z. B. Hederich 1770: Titelblatt).

Sprachlicher Wandel wird in der öffentlichen Diskussion in der Regel negativ beurteilt; die Klage über vermeintlichen ‚Sprachverfall‘ ist ein Topos, die Zurückweisung dieser Klage für Linguisten wiederum eine „Pflichtübung“ (S. 131). Dieckmann setzt sich im einschlägigen Kap. 5 (S. 125–134) nicht mit Vertretern der Verfallshypothese auseinander; das ist andernorts hinreichend geschehen (vgl. S. 129). Vielmehr zeigt er unter Berufung auf das Lehrbuch von Nübling u. a. (2006) – das übrigens seit 2010 bereits in dritter Auflage vorliegt –, dass sprachliche Entwicklungen in den einzelnen Subsystemen (Phonologie, Morphologie usw.), die jeweils nach bestimmten Prinzipien verlaufen, nicht isoliert, sondern in Relation zueinander betrachtet werden sollten.

Das wohl anregendste Kapitel des Buches ist Kapitel 6, in dem Dieckmann am Beispiel der „Unwörter“ des vergangenen Jahre sehr differenziert untersucht, was eigentlich in diesem sehr heterogenen Bereich von Sach-, Wort- und Denkkritik jeweils kritisiert wird. Ausgehend vom semiotischen Dreieck skizziert er fünf Aspekte, die Gegenstand der Auseinandersetzungen sind: Kritik a) an der (grammatisch oder phonologisch problematischen) Wortform (z. B. *Ein-Eltern-Familie*), b) an der Sache (*Ahnenpass*), c) an der Struktur des Wortinhalts (im Falle von Ambiguität oder Vagheit), d) am in der Sprache sich spiegelnden Denken (*ausländerfrei*), e) an der sprachlich bewirkten Verzerrung der Wirklichkeit durch Euphemismen (*ethnische Säuberung*). Dieckmann plädiert dafür, diese Fälle strikt auseinander zu halten; relevant für die Sprachkritik im engeren Sinne ist nach seiner Auffassung insbesondere der letzte Typ.

Für mehr Differenzierung wirbt der Autor auch bei der Bewertung des Gebrauchs ‚belasteter‘ Wörter (Kap. 7, S. 148–162). Als aktuelles Beispiel zieht er die Verwendung des Verbs *entarten* durch den Kölner Kardinal Meisner heran. ‚Belastet‘ sind nach seiner Auffassung vornehmlich solche Wörter, „die in der sprachkritischen Reflexion [...] als NS-typische Wörter thematisiert wurden und [...] seitdem in dieser Rolle metakommunikativ gestützt worden sind“ (S. 154). Gleichwohl würden viele derartige Wörter mittlerweile – je nach semantischem Bereich – durchaus „unbefangen verwendet“ (S. 156), und bei der Beurteilung komme es auf den Anwendungsbereich bzw. den Kontext an: „Anstößigkeit beginnt erst da, wo der Kontext [...] Anlass bietet, nicht nur über eine Nachbarschaft der Ausdrucksweise, sondern eine Nachbarschaft der Denkweise nachzudenken“ (S. 162). Dafür gebe es im Fall des Kardinals, der das Verb in der Bedeutung ‚abweichen, verkommen‘ gebraucht habe, keine Hinweise.

Im abschließenden Kapitel 8 (S. 163–182) wird eine noch junge Form laienlinguistischer Sprachkritik vorgestellt, nämlich online veröffentlichte Glossen, die von den Lesern kommentiert werden können. Derartige Glossensammlungen bieten einen guten Einblick in Spracheinstellungen und Sprachbewusstsein der Nutzer. Im untersuchten Material ist vor allem der „übertriebene Glaube an die

Anwendbarkeit des Kriterienpaars ‚richtig‘ und ‚falsch‘ festzustellen (S. 178), wobei das Kriterium für ‚Richtigkeit‘ der Ausdrücke ihre „Übereinstimmung mit der Realität“ ist (S. 179).

Walther Dieckmann legt mit diesem Band eine kenntnisreiche und wohl-tuend differenzierte Auseinandersetzung mit der populären Sprachkritik vor. Das Buch eignet sich sehr gut für eine erste Annäherung an den Gegenstandsbereich, beispielsweise im Rahmen einschlägiger Seminare, zumal auch zahlreiche Hinweise auf einschlägige Literatur gegeben werden. Sein Verdienst dürfte insbesondere in der Warnung vor den ‚Abwegen‘ der Sprachkritik bestehen.

Literatur

- Gauger, Hans Martin. 1995. *Über Sprache und Stil*. München: C.H. Beck.
- Hederich, Benjamin. 1770. *Gründliches mythologisches Lexicon* [...]. Leipzig: Gleditsch [Repr. Darmstadt 1996].
- Kilian, Jörg, Niehr, Thomas & Jürgen Schiewe. 2010. *Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung* (Germanistische Arbeitshefte 43). Berlin, New York: De Gruyter.
- Meinunger, André. 2008. *Sick of Sick? Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den „Zwiebelfisch“*. Berlin: Kadmos.
- Maitz, Péter & Stephan Elspaß. 2009. Sprache, Sprachwissenschaft und soziale Verantwortung – wi(e)der Sick. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 36, 53–75.
- Nübling, Damaris, Dammel, Antje, Duke, Janet & Renata Szepaniak. 2010. *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. 3., überarbeitete Auflage. Tübingen: Gunter Narr.
- Polenz, Peter v. 1967. Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: *Muttersprache* 77, 65–80.
- Polenz, Peter v. 1982. Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Hans Jürgen Heringer (Hg.). *Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik*. Tübingen: Gunter Narr. 70–93.

Jan Seifert: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Germanistik,
Am Hof 1d, D-53113 Bonn, E-Mail: jan.seifert@uni-bonn.de